

aus dem Munde Wilhelm Grimms (Seite 448) und folgende Briefstelle Arnims an die Brüder Grimm: „Kleist ist der beste Kerl, er gibt jetzt ein Abendblatt im Stigig'schen Verlage heraus; es soll sich vorläufig gar nicht auf Belehrung oder Dichtungen einlassen, sondern mit allerlei Amüsantem die Leser ins Garn locken; lächerliche Briefe und dergleichen sind ein besonderer Fund.“ Hr. Steig selbst schreibt an anderer Stelle: „Es war die Zeit, wo die Abendblätter noch einen gewaltigen Absatz fanden, und das Publikum mit Ungeduld der Ausgabe jeder Nummer entgegen sah. Alle Tage ein Blatt! Immer etwas ganz Neues und Unerhörtes! Das war in Berlin noch nicht dagewesen.“ (Seite 478.) Also das Richtige auf Sensation berechnete Wurichtblatt, „ganz bescheiden gedruckt“, wie W. Grimm schreibt (S. 448), „und nach damaliger Anschauung für 4 Thaler im Jahre im Preis gering; man kann es sehr leicht halten.“

Braucht es demgegenüber noch einen Hinweis auf Kleists eigene Aeußerungen, um jeden Fernstehenden die Thätigkeit Kleists, der dieses „Neueste und Unerhörte“ aus Hamburger und Nürnberger Blättern ausschnitt, der es aus französischen und englischen übersezte, oder wie Steig ebenfalls vortrefflich vorführt, als sein eigener Berichterstatter und ein die Bureau's abstreifender Journalist (S. 109) sich selbst verschaffte, anfänglich sorgfältig umschrieb und pikant gestaltete, schließlich einfach übernahm, wie er sie fand — daß diese Thätigkeit nicht nur den steten Niedergang des Dichters Kleist charakterisirt, sondern auch die Schmach, die dadurch auf den Deutschen liegt, um nichts vermindert.

Wer hörte da den kräftigen Wiederhall der Schritte, mit denen der Verfasser des Räthens, der Hermannsschlacht und des Prinzen von Homburg durch die preussische Hauptstadt ging?

Seine Dichtungen wurden nicht nur nicht aufgeführt, sondern sogar in den anderen Berliner Zeitungen mit Schmutz beworfen. Hiezu bemerkt Hr. Steig (S. 459): „In seinen damaligen Verhältnissen mögen Kleist solche bösen Urtheile in gelesebenen Zeitungen nicht gleichgültig gewesen sein. Wir aber betrachten sie historisch heute als Erscheinungen von innerster Nothwendigkeit.“ Das heiße ich einmal Objektivität, zu der man gratuliren könnte, wenn sie nicht in eigener Leidenschaftlosigkeit unfähig wäre, fremde Leiden zu erkennen und mitzufühlen. Diese Urtheile „mögen Kleist nicht gleichgültig gewesen sein“. —

Hat Hr. Steig, der die Redaktionszeit an dem Wurichtblatt Kleists „reifste“ Zeit nennt, niemals den Brief dieses Himmelsstürmers gelesen, der da lautet: (Roberstein S. 92.) (26. Oktober 1803.): „Meine theure Urtheile. Was ich Dir schreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, soweit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt: und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm wie ein eigenhimmiges Kind, alle übrigen hin... ich stürze mich in den Tod.“

Kennt er die Abschiedsworte an seine Braut nicht, mit denen er dieser zuruft: „Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt: Ehrgeiz. Es ist nur ein einziger Fall, in welchem ich zurückkehre, wenn ich der Erwartung der Menschen, die ich thörichter Weise durch eine Menge von prahlerischen Schriften gereizt habe, entsprechen kann. Der Fall ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Kurz, kann ich nicht mit Ruhm im Vaterlande erscheinen, geschieht es nie. Das ist entschieden wie die Natur meiner Seele.“

Die Natur von Kleists Seele mußte sich selbst verleugnen und erniedrigen, um überhaupt an den Posten eines Redakteurs, nun gar erst eines solchen Blattes, zu denken.

Das zu erkennen und zu schildern, ist schmerzvoll und für unsre Nation nicht schmeichelhaft, ich habe es in meinem Drama Heinrich v. Kleist trotzdem gethan als Ehrenpflicht gegen den großen Todten und gerade eine eingehende, wissenschaftliche Erörterung und Begründung wäre die Aufgabe des Steig'schen Buches gewesen.

Die alte Auffassung, die das erkannt hat, wird durch tausend neue Zeugnisse von Steig erhärtet und zeigt uns trotz des Verfassers Beschönigung in überraschender Schärfe das Brandmal wirtschaftlichen geistigen Tiefstandes, das jenen Tagen der Muthlosigkeit und Fremden-dienerei von Napoleon aufgedrückt wurde. Schillers vielbeklagte Leiden erscheinen demgegenüber, was Kleist erdulden mußte, leicht zu tragen. Die Gesinnungslosigkeit jener Tage hat den nationalsten deutschen Dichter und einen der größten, die je gelebt haben, langsam unerbittlich zugrunde gerichtet. „Er soll die letzte Zeit körperlich und geistig krank gewesen sein, sogar mit Mangel gekämpft haben, was ich erst nach seinem Tode erfuhr,“ so schreibt seine ehemalige Braut an eine Freundin, und nichts vermag gegenüber diesem furchtbaren Lakonismus aus unserm Herzen das Gefühl tiefter Scham hinwegzutilgen. Mit eigenen Worten drückt Kleist das in einem Brief an Cotta aus, nachdem dieser seine Pentefilea übernommen hatte. Er sagt: „Ich fühle mich völlig lebhafter Ueberzeugung, daß diesem Ankauf, unter den jetzigen Umständen, kein anderes Motiv zugrunde liegen kann, als der gute Wille, einen Schriftsteller nicht untergehen zu lassen, den die Zeit nicht tragen kann, und wenn es mir nun gelingt, mich ihr zum Trotz aufrecht zu erhalten, so werde ich in der That sagen müssen, daß ich es Ihnen zu verdanken habe.“ (Sämmtliche Werke Band IV S. 330.) Cotta konnte ihm nicht helfen, und Kleist vermochte der Zeit nicht zu trotzen. Wohl fühlte er von früh auf die Sehnsucht nach Erlösung des Todes, aber unendlich machtvoller als dieser Bundesgenosse der Zeit, die ihn nicht zu tragen vermochte, wogte in seinem Herzen der Wille, zu leben, der Ehrgeiz, sich als Dichter unsterblich zu erweisen.

Am 10. Oktober 1801 schreibt Kleist an seine Schwester (Bülow S. 225): „Ich trage eine innere Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußeren, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein konventionelles Verhältniß zu passen.“ (S. 226.): „Wenigstens würde ich kaum ohne Erniedrigung, nachdem ich zweimal Ehrenstellen ausgeschlagen habe, wieder selbst darum anhalten können.“ Und 1806 an seinen Freund Rühle mit noch gesteigerten Ansprüchen an sich selbst: „Meine Vorstellung (Bülow 242) von meiner Fähigkeit ist nur noch ein Schatten von jener ehemaligen in Dresden. Die Wahrheit ist, daß ich das, was ich mir vorstelle, schon finde, nicht das, was ich leiste. Wäre ich zu etwas anderem brauchbar, so würde ich es von Herzen gern ergreifen. Ich dichte bloß, weil ich es nicht lassen kann.“ ... „Ich will mich jetzt durch meine dramatischen Arbeiten ernähren, und nur, wenn Du meinst, daß sie auch dazu nichts taugen, würde mich Dein Urtheil schmerzen, und auch das bloß, weil ich verhungern müßte.“ Damals schied Kleist aus dem Staatsdienste, weil ein gebundenes Amt der Natur seiner Seele zuwider war — und dann soll die Redakteurstelle und die ihr kurz vorhergehende und nachfolgende zum Selbstmord führende Zeit die reifste seines Lebens gewesen sein?!

Aber genug der Polemik gegen die eigenen Geistes-blicke, die Hr. Steig seinem Material leider beigibt. Sehen wir uns dieses selbst ein wenig an.

Vorausgeschickt sei die Bemerkung, daß das ganze Buch in leichtem, angenehmem Stil geschrieben und vortrefflich gedruckt ist. Es beginnt mit dem Hinweis auf die zahlreich in Berlin zusammengeströmten Romantiker, die als preussische Patrioten eine engere Kñhlung und Theiligung zwischen Staat und Dichtung herzustellen wünschten. Des Knaben Wunderhorn und seine Herausgeber Brentano und Arnim, ferner die unter dem Namen „Nordstern“ vereinigten Männer Chamisso, Neumann, Barnhagen treten auf; Adam Müllers Elemente der Staatskunst und eine Arbeit Friedrich II. werden auszugsweise mitgetheilt als treffliches Charakteristikum der Zeitströmung. Kleist erscheint. Seine Theilnahme an der von Zelter geleiteten Liedertafel ergibt sich als wahrscheinlich. Eine Rolle spielte er weder in ihr noch in der aus der Liedertafel hervorgegangenen christlich-deutschen Tisch-